rechte und Reichspositionen in der Fokussierung auf den wettinischen Aufstieg bisweilen weniger beachtet worden – mit zahlreichen haltlosen Behauptungen, Quellenverdrehungen, Quellenverkennungen und unter Mißachtung allgemeiner mediävistischer Erkenntnisse ein völlig unverdauliches Gemisch, von dessen Genuß insbesondere jenen nicht intim mit der Materie vertrauten Lesern dringend abgeraten werden muß, die dann glauben möchten, ein logisches Erkenntnisgebäude sei ihnen vorgeführt oder doch wenigstens ein Körnchen Wahrheit geboten worden.

Dresden André Thieme

Matthias Donath, Spätgotische Giebel in Sachsen. Sax-Verlag, Beucha 2001. 143 S., 90 Abb.

Die Spätgotik stellt in der Kunstgeschichte Sachsens eine besonders wertvolle Epoche dar. Matthias Donath hat sich mit den spätgotischen Giebeln einem speziellen Thema aus dieser Zeit angenommen. Noch nie wurden die Backsteingiebel in ihrer Gesamtheit behandelt. In aufwendiger Suche trug der Autor über mehrere Jahre das behandelte Material zusammen. Das Verbreitungsgebiet umfaßt die wettinischen Länder vor der Leipziger Teilung von 1485 bzw. das durch die Landesteilung gebildete Herzogtum Sachsen und das Kurfürstentum Sachsen. Nach den heutigen politischen Grenzen deckt sich das Untersuchungsgebiet neben dem Freistaat Sachsen mit dem östlichen Thüringen, dem südwestlichen Sachsen-Anhalt und dem südlichen Brandenburg. Die sächsische Oberlausitz wird mit betrachtet.

Das Buch ist mit zahlreichen, teilweise historischen Schwarzweißabbildungen sowie Umzeichnungen illustriert. Auf den Innenseiten des Buchrückens befindet sich eine Übersichtskarte mit der Angabe aller behandelter Giebel. Gleichzeitig gibt der Autor an, ob die Giebel an Kirchen, Klöstern, Schlössern, öffentlichen Gebäuden oder an Bürgerhäusern angebracht sind.

Bei den kunstvollen Backsteingiebeln handelt es sich um eine Bauform, die zwischen 1480 und 1540 in der gesamten sächsischen Kunstlandschaft vorkam und heute zum großen Teil verloren ist. Die Giebel waren vor allem ein Phänomen der großen Städte. Mit ihren Stufen, Arkaden und leuchtenden Farben prägten sie das Aussehen der Kirchen, Schlösser, Rathäuser und Bürgerhäuser. Sie besaßen keinerlei praktische Funktion, sondern dienten nur zur Zierde. Fast ausschließlich bürgerliche Auftraggeber ließen sie zur Demonstration ihrer Stellung und ihres Wohlstandes anfertigen. Erst später nutzen auch adlige Grundbesitzer die Giebelarchitektur zur Verschönerung ihrer Wohnsitze. Als im 15. und 16. Jahrhundert die „Firstschwenkung“ einsetzte, lief diese besondere Bauaufgabe aus. Denn jetzt zeigten nicht mehr die geschmückten Giebel, sondern die Traufen der Dächer zur Straße. Weil die Giebel um 90 Grad gedreht wurden, verschwanden sie unter den Dachkonstruktionen der benachbarten Häuser.

Nach einer Einführung behandelt der Autor das Thema in neun Kapiteln. Neben Untersuchungen zu Entstehungsgeschichte, Vergleichen mit benachbarten Kunstlandschaften, Typologie, Stilformen und technischem Aufbau wird auch nach den Auftraggebern und der sozialen Funktion der Ziergiebel gefragt

Matthias Donath unterteilt den Bestand in sechs Grundtypen und weitere Sonderformen. Er unterscheidet Dreiecksgiebel mit Blendnischenreihen, Dreiecksgiebel mit Blendbogenreihen und Fialen, Stufengiebel mit Blendbogenreihen, Staffelgiebel mit Blendbogenreihen und freistehenden Bögen an der Giebelschräge, Staffelgiebel mit Blendbogenreihen und Giebel mit Maßwerk-Netzdekor. Nach der Beschreibung des

jeweiligen Typs folgt eine kurze Aufzählung der Giebel. Den Ausführungen folgt ein Anmerkungsapparat.

Ein Katalog ergänzt den vorangegangenen allgemeinen Teil. 111 Giebel, darunter auch nur aus der schriftlichen und bildlichen Überlieferung bekannte, werden darin kurz vorgestellt. Nach der Nennung des Ortes folgen Angaben zur Baugeschichte und zum Baumeister. Ergänzt werden die Angaben durch Informationen zur Restaurierung und zur Abtragung oder Wiederherstellung des jeweiligen Giebels. Es schließen sich eine kurze Beschreibung und die Einordnung in die Typologie an. Am Schluß werden Abbildungs- und Literaturhinweise gegeben. Für die Stadt Dresden werden im Katalog beispielsweise fünf Giebel aufgeführt. Bis auf den der Pfarrkirche in Leubnitz-Neuostra sind alle nicht mehr erhalten, jedoch noch auf den gemalten Stadtansichten Bernardo Bellottos zu sehen.

Dresden Birgit Finger

Manfred Wilde, Alte Heilkunst. Sozialgeschichte der Medizinalbehandlung in Mitteldeutschland. Verlag Dr. Christian Müller-Straten, München 1999. 347 S., zahlr. Abb.

Nach den einleitenden Bemerkungen Wildes war sein Ziel „eine quellenkundliche Bearbeitung des an Hand von Beispielen gelebten heilkundlichen Volksglaubens mit den Praktiken des Segensprechens und Wahrsagens und die durch die weisen oder klugen Frauen vertretene Volksmedizin, parallel dazu die schulmedizinischen Methodika der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Hospitäler, Siechenhäuser, Apotheker und die Entstehung der medizinischen Lehre. Diese Untersuchung soll sich bis etwa um 1750 erstrecken und territorial das historische Mitteldeutschland erfassen." (S. 6) Zunächst fällt auf, daß in dieser Zielsetzung der Untertitel des Werkes „Sozialgeschichte der Medizinalbehandlung" unbeachtet bleibt. Dagegen definiert Wilde die „Volksmedizin" als bei slawischen und germanischen Stämmen schon in vorchristlicher Zeit praktizierten Heil- und Behandlungsmethoden, die eng im Volksglauben verwoben waren (und sich in einigen Fällen bis in die jüngste Vergangenheit nachweisen lassen); die „schulmedizinische Rezeption" dagegen hat ihre Wurzeln im antiken europäischen und arabischen Heilwissen und läßt sich über Klöster und deren Töchtergründungen bis hin zu den Universitäten mit ihren medizinischen Fakultäten nachweisen. Der „schwierige Prozeß der Vernetzung und Überlagerung dieser beiden Komplexe an der Schwelle vom Mittelalter zur Neuzeit" ist für Wilde eine besonders wichtige Frage, die zu beantworten er sich vorgenommen hat. (S. 5f.). Damit hat der Verf. selbst die Maßstäbe vorgegeben, an denen der Rezensent die Ergebnisse messen kann.

Wilde behandelt das Thema in insgesamt 12 (nicht numerierten) Kapiteln, angefangen mit „Die frühe Heilkunde im ethnologischen Vergleich" über „Epidemische Krankheiten im spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Medizinalverständnis" bis zur „Entwicklung der Schulmedizin" und der „Medizinalausbildung an den sächsischen Universitäten". Er hat dazu vielfältiges und interessantes Material fleißig zusammengetragen und – wie das Quellenverzeichnis ausweist – offensichtlich auch intensives Studium in den Archiven betrieben und konnte nun manche neue Fakten bekanntmachen. Dafür verdient er Anerkennung. Leider aber entspricht das Ergebnis insgesamt nicht dem Aufwand und der selbst gesetzten Zielstellung, denn der Inhalt der einzelnen Kapitel erfüllt nicht den mit den Überschriften geweckten Erwartungen. So ist z.B. im 1. Kapitel von ethnologischen Vergleichen wenig nachzulesen und die